

Der Märchenprinz.

Dumoreste von Emil Kaiser.

Sie saßen auf der niedrigen Mauer des ehemaligen Burgtürmeins. Schräg fiel unter ihnen die Felswand ab, deren Fuß die rauchende Stiege umspülte. Vielgestaltig schlangelte sich ihr blaues Band zwischen klaren Hängen in die weite Ebene hinaus, aus deren grünbrauner Fläche sich nur der dunklere Regal der Sieburg tief emporhob. Weit bis in's Niedererthale flog von dieser Stelle der Wind an klaren Tagen. Jetzt war es Abend, und in purpurnem Dunst gingen Ferne und Himmel unmerklich ineinander über. Eine dunkelviolette Wolke schimmerte hellförmig gleich in dem rothen Lichtmeer. Durch eigene goldgeänderte Ränder in der Wollmauer schob die untergehende Sonne glänzende Straßentempel am Himmel empor.

Das Paar im Garten am Fuße des halberfallenen Bergfrieds gab sich dem farbenprächtigen Naturchaupiel nicht mit dem Genuß hin, den es wohl verdient hätte. Das Mädchen hielt den Blick zwar in die Ferne gerichtet, und das Abendroth spiegelte sich in seinen Augen, aber sie hatte kaum eine Empfindung davon. Als Bewohnerin der Ruine sah sie das oft genug, und die Gewohnheit kumpft gegen schöne Eindrücke ebensouat als gegen widerliche. Der Burgfried hatte nur Augen für das Mädchen, dessen Schönheit ihm verführerischer war als die der weiten Landschaft da draußen. Sie war ihm näher, denn konnte sie nicht nur sehen, sondern auch fühlen.

Ein wenig lächelnd, mit einem verächtlichen Gähnen in den Zügen, griff er nach ihrer Hand, die sich auf dem moosgepolsterten Mauerrand ruhte. Fingerringe, als bemerkte sie seine Fingerringe nicht.

„Was ist es denn für ein Prinz, der kommt?“ fragte sie. „No, es ist eben ein Prinz. Ich hab' den Namen vergessen.“

„Ob er wohl auch die Burg besetzt?“

„Das wußte Franz freilich nicht. Auf der Postkarte hatte nur gestanden, daß der Prinz am nächsten Mittag im „Schwanen“ die berühmten Forellen verlocken wolle.“

„Du kannst dir denken, wie stolz der Vater ist,“ erzählte Franz. „Er ist selbst hinuntergegangen zum Fischer Andreas, um die Forellen zu holen. Das gute Zimmer ist rein gemacht worden. Wenn Zeit gewesen wäre, hätte er neu tapezieren lassen.“

„Wegen der Forellen allein wird doch ein Prinz nicht herkommen,“ überlegte das Mädchen. „Er wird die Ruine besetzen wollen. Das ist die Fremde doch alle.“

„Was geht es uns an?“ machte Franz gleichmüthig. „Oder wußt du am Ende die alten Thürme rein machen, wie der Vater das Zimmer? Nöthig war's schon. Auch daß die Treppe mal ausgereinigt würde. Wenn ich ein Prinz wär, ich wüßte, was ich thäte.“

„Er wurde jetzt klüner, da sie ihm die Hand so lange gelassen hatte, und suchte den Arm um ihre Schulter zu legen.“

„Du bist kein Prinz,“ sagte sie und entzog ihm zur Strafe auch die Hand. Eine kleine Falte des Unmuths bildete sich zwischen ihren Augenbrauen.

„Wie bist du eigentlich heute?“ „Etwas verdußt hat Franz sie an.“

„Ja, wie bist du denn?“ fragte sie schnippisch dagegen. „So, ich weiß auch nicht,“ meinte er kopfschüttelnd. „Aber irgendwas ist mit dir nicht richtig.“

„Da erhob sie sich von der Mauer, reichte das feste Mädchen in die Luft und machte mit dem Daumen eine Bewegung über die Schulter, die unmißlich etwas anderes bedeuten konnte als: „Da ist der Weg, auf dem treue Burtschene die sich tollren können.“

„Aber Fienchen!“ suchte er die Aufgebredete zu beglücken. „Aber Franz,“ spottete sie ihm nach. „Ich hab' zu thun. Das Abendessen muß ich zurechtmachen, gleich kommt der Vater. Geh' du nur heim und hilf dem deinen Forellen kochen.“

Diese unverdiente Behandlung erregte das bische Galle, das in der gutmüthigen Natur des Burtschene vorhanden war. „Was haben dir denn die unglücklichen Forellen getan?“ sagte er. „Sie gab keine Antwort und wandte sich dem Häuschen zu, das neben dem Eingang zur Ruine malerisch an die alte Burgmauer geltekt war.“

Er stand eine Zeitlang und harrte die grüne Thüre an, die sie ihm vor der Nase zugeschlagen hatte, dann ging er langsam den Burgberg hinunter nach dem Städtchen. Es fiel ihm der Ausdruck eines unerbittlichen alten Urteils ein, den dieser bei jeder Gelegenheit im Munde führte: Eine furiose Nation, die Weiber!

Fienchen hatte es mit der Zubereitung des Abendessens gar nicht so eilig, wie sie gethan hatte. Die Pfanne voll Kartoffeln war rasch gebraten, wenn der Vater nach Feierabend heimkam. Sie ging in ihre Kammer an die Truhe, holte ihr Sonntagskleid heraus und musterte es aufmerksam. Es war nicht mehr ganz neu, das Büschchen der Wulfe zeigte einige abgeschabte Stellen; aber da hatte sie das seidene Tuch, das ihr Franz bei der letzten Kränze vererbt, damit ließ sich der Schaden verdecken.

Sie zündete die Kerze an, band sich das bunte Tischlein um den Hals und beschaute sich in dem kleinen Spiegel. Das Gesichtchen sah so übel nicht aus, wie jetzt der Schein der emporgelohenen Kerze von oben darauf fiel, der Gegenstand des goldenen Lichtes und der fröhlichen Schatten ließ es recht ausdruckslos erscheinen. Und die Augen leuchteten verliedt.

Das hätte der Franz drum gegeben, wenn sie ihn so angeblüht hätten! Aber diese Blide galten nicht ihm, auch nicht dem eigenen Spiegelbilde, sie galten einem Traum aus den Kindertagen, sie galten dem unbekannten Prinzen.

Vor Jahren, als Fienchen noch zur Schule ging, war eines Nachmittags ein junger Maler in die Ruine gekommen, hatte alles fleißig beschaute, die verfallenen Thürme, die herrliche Aussicht, das Häuschen am Eingang und auch das kleine Mädchen mit den hellblonden Zöpfen und dunkelblauen Augen. Dann hatte Fienchen sich auf einen Stein bei der Thüre setzen müssen, und der Maler hatte ihr Bild in sein Skizzenbuch gezeichnet. Damals das Kind sich nicht langweilte, hatte er ihm dabei eine Geschichte erzählt von der Burg, wie sie früher gewesen war, von den Grafen, die da geherrscht hatten, und von dem Töchterchen des Burgfürsterns, das auch Fienchen geheißen hatte.

Ein hübsches, stinktes Ding war die gewesen, mit ihren blonden Zöpfen, hübscher selbst als die Tochter des Grafen, denn die Burg gehörte, und von der sie deshalb viel hatte auszuhalten müssen. Als nun eines Tages ein schöner Prinz in die Burg eingereiten war, auf einem schmalen Reppchen, in einem blauen Sammtmantel, mit wallenden Federn auf dem Barett, war um des Grafen Tochter freien wollte, da hatte man Fienchen in den Thurm gesperrt, damit ihre Schönheit nicht die Burgfräuleins verduelte.

Aber wie der Prinz einmal allein im Gärtlein unterhalb des Bergfrieds sah und in die Rheinebene hinaus schaute, da fiel neben ihm ein Strauß wilder Rosen nieder, und als er verwundert am Thurm in die Höhe spähte, bemerkte er eine kleine, braune Hand zwischen den Rosenranken, die die Mauer hinaufklettern. Und nun ruhte er nicht eher, als bis er hinter das Geheimnis kam. Von einem Diener, den er besprochen hatte, wurde er in Fienchens Kletter geföhrt, und das Förstermädchen geföhrt ihm so gut, daß er nicht mehr von dem Burgfräulein wissen wollte, sondern eines Nachts Fienchen auf sein schwarzes Köpflein hob, den blauen Sammtmantel um sie schlug und mit ihr davonritt auf das Schloß seiner Väter, wo er sie mit vielen Ehren zu seiner Gemahlin machte.

Das Mädchen des Malers hatte dem Kinde gut gefallen, es träumte eine Zeitlang mit geschlossenen und mit offenen Augen von dem Prinzen im blauen Sammtmantel, der das schöne Förstermädchen befreite, und weil dies auch Fienchen hieß und blonde Zöpfe gehabt und neben dem Burgthor gewohnt hatte, so kam es dem Mädchen vor, als sei das Mädchen seine eigene Geschichte.

Nun war Fienchen längst verständig. Da sich jahraus jahrein kein Prinz sehen ließ, war ihr Franz, der Sohn des Schwanenwirthes drinnen aus dem Städtchen, auch gut genug, ja, sie war ihm eigentlich von Herzen geüht. Aber als er heute erzählte hatte, daß nun ein wirklicher Prinz komme, da hatte ihr Herz zu pochen angefangen, und der alte Märchentraum erwachte wieder.

Freilich glaubte sie nicht mehr, daß ein Prinz sie entführen oder gar heirathen werde, aber sie las gern rührende Geschichten von Leuten, die sich nur einmal sehen, die so gut wie nichts miteinander sprechen, und denen es doch wie ein elektrischer Schlag durch die Glieder fährt, wenn sie sich zum Abschied die Hand reichen. Was oft waren ihr die Lehnen gekommen bei der Schilderung, wenn diese Leute, alt und grau geworden, im Abendhinein des Lebens jener Stunde gedenken und ihnen dann auf einmal die Erkenntniß aufsteht, daß damals das Bild an ihnen vorübergegangen sei. Sie schaute sich nach solch einem Erlebnis, das ihr später als hebbige Schwanenwirthin das Leben mit einer thranenreichen Wehmuth würzen sollte.

Den ganzen Abend mußte Fienchen an den Prinzen denken, und ganz genau ihre Gemüthsart lag sie lange nach der Frage beschäftigt, wie er wohl aussehen möchte. Sie bemühte sich vergeblich, sich ein Bild davon zu machen, immer wieder sah sie ihn im blauen Sammtmantel, auf schwarzem Roß, und wallende Federn nitzen von seinem Barett; und das war doch lächerlich.

Am anderen Morgen beehrte Fienchen ihre häuslichen Arbeiten, und sich nur ja recht früh in den Sonntagstaat werfen zu können. Weis sie keine willigen Rosen hatte, plünderte sie ihre Blumenstöcke und band ein kleines Straußchen von Gollrad, Refeda und Heliotrop. Dann theilte sie ihre Aufmerksamkeit zwischen der Küche, wo der Kappus am Feuer schmorte, und dem gewöhnlichen Weg zum Städtlein, wobei diesem der größere Theil zufiel.

Gegen Mittag sah sie eine fremde Gestalt zur Ruine herauswandern. Da schlüpfte sie, mit dem Straußchen bewaffnet, nach Bergfried, kletterte gewandt die gebrechliche Treppe hinauf, die außen zu dem in halber Höhe befindlichen Eingang führte, wand sich durch den dunklen schmalen Gang in der biden Burmmauer und ließ sich in der Fensterhöhe nieder, wobei sie man auf das frühere Burgtürmein und weiter auf die schimmernde Rheinebene hinauf sah.

Auch heute sah Fienchen nichts von der Herrlichkeit der lachenden Gegend, sondern hielt, aus dem Fenster geüht, nur das Gärtlein im Auge, in dem das Erwartete auch bald erschien und an der Mauer Posten faßte, just an der Stelle, wo am Abend vorher Fienchen mit Franz gefessen hatte.

Das Mädchen hatte Muthe genug, ihn zu betrachten, aber es gewahrte ihr nicht den Genuß, den sie erwartet hatte. Er trug einen Automobiltanz aus. Der dunkle Sammtmantel gab ihm das Aussehen einer wandelnden Bohigette im Futural. Von seinem Gesicht war wenig zu sehen, aber geüht sah es aus, daß er die Schürbille oben auf die Wulge geschoben hatte. Die runden langgestielten Augen funtelten so brohend zu Fienchen empor, daß sie in ihrem Unbehagen ganz ihren Voratz vergaß, ihm ihr Straußchen hinunter zu werfen. Sie würde das Gefühl gehabt haben, als würde sie ihre schönen Blumen, die sie mit so viel Sorgfalt gezogen hatte, einer ungeheuren Weibergsünde vor, die sie gefählig verzerren würde.

Sie hielt sich ganz still auf ihrem Laufreppchen, bis der Fremde nach kurzer Zeit, ein Lied vor sich hin piepfend, den Garten wieder verließ. Auch sie gedachte jetzt rasch nach Hause zu laufen, der Kappus fiel ihr ein, der ohne Aussicht auf dem Gerde schmorte. Aber als sie sich eben anschickte, den Fensterstich zu verlassen, vernahm sie zu ihrem Schrecken Schritte in dem engen Gang, der in der Burmmauer zu ihr geführt hatte.

Jetzt würde sie gern geflüchtet, doch speerten Trümmer den Aufstieg nach oben, und so mußte sie in der Küche ansharren. In unbescheidlicher Verwirrung sah sie den fremden Herrn in ihrer unmittelbaren Nähe aus dem dunklen Gange auftauchen.

Sein bartloses Gesicht war gebräunt und fleisch, und seine scharfen Augen sahen Fienchen so durchdringend an, daß sie in ihrer Verlegenheit nichts Besseres zu thun wußte, als ihm stumm ihr Straußchen hinzuhalten.

Der Fremde lächelte herablassend. „Das soll für mich sein? Ist ja reizend.“

„Indem er nach den Blumen griff, bemächtigte er sich gleichmüthig der Hand, die sie hielt.“

„Einfach großartig, liebes Kind. Aber nicht so blühend, wie deine Lippen.“

Er zog das widerstrebende Mädchen an sich. Fienchen fand, daß er selbst für einen Prinzen doch etwas zu ungeschlüm zu Werke ging. Auch war ihr der Benzinduft, den er ausströmte, nicht eben verlockend.

„Nein, nein, lassen Sie mich,“ sagte sie, ihn sanft zurückdrängend. „Thu' nicht so, kleine Krabbe,“ lächelte er liegeschmeckt. „Ich muß die doch meinen Dank ausdrücken.“

Er hielt ihre Hand mit der Rechten umklammert und suchte die Vinte um ihren Hals zu legen. Jetzt wurde ihr Widerstand entsetzt, das ließ sie sich ja kaum von ihrem Franz gefallen. Sie war eine arbeitgewöhnte, träftige Dirne, aber es zeigte sich bei dem Ringen, das rasch jeden scherzhaften Charakter verlor, daß auch der Fremde kein Schwächling war. Das hartbedrängte Mädchen wußte sich schließlich seiner rohen Griffe nicht anders zu erwehren, als dadurch, daß sie ihm die Nägel in die Wangen traßte.

verlegelten Thür und rang nach ihm, ein mihriedender Dunst quoll ihr aus der Küche entgegen. „Und außerdem ist auch noch der Kappus anbräun!“ schalt sie sich selbst. „No, der Vater wird die was anderes sagen — und es geschieht dir recht.“

Sie suchte zu retten, was zu retten war, eilte dann in ihre Kammer, sich des Sonntagskleides zu entledigen, und als der Vater zum Essen kam, fand er alles in gewohnter Ordnung. Der Kappus freilich war kaum zu essen, und ganz ohne Brummen ging die Mahlzeit nicht vorüber. Aber Fienchen hatte jetzt bangere Sorgen.

Sie hatte den Prinzen schön geüht, und nun fürchtete sie, daß sie nicht ungestraft fürliches Blut vergossen habe. Leid that es ihr keineswegs, denn der hohe Herr war gar zu unerschrocken gewesen, aber sie schwebte während des ganzen Nachmittags in der Furcht, daß der alte Hader, der Fürstlich, auf dem Wege zur Burg sichtbar werden könnte. Was sollte sie sagen, wenn sie zum Verhör geholt wurde? So ganz ungeschuldig war sie nicht daran, daß es gekommen war. Was brauchte sie fremden Prinzen Blumen zu schenken? Und was würde der Franz wohl von ihr denken, wenn er das erfuhr?

Ihre Unruhe trieb sie in den außerhalb der Mauer am Berhang gelegenen Gemüsegarten hinaus, von wo man den ganzen Weg übersehen konnte, der vom Städtlein herauf führte. Dort mietete sie in den Beeten nieder und ließ ihren Zorn über sich selbst an dem Unkraut aus, das zwischen den Köpflanzeln wucherte. Sie jäte mit einem Eifer, daß ihr der Schweiß vom Gesicht rann.

Der gefürchtete Fürstlich kam nicht, aber früher als sonst erschien Franz auf dem Wege zur Burg. Er bemerkte schon von weitem sein Mädchen vom Alter und kletterte durch den Burggraben zu ihr empor. Sie that ganz verunndert, als er plötzlich neben ihr niedertrat und mit den Worten: „Du bist ja so fleißig, ich will dir helfen,“ in ein Büschel Brennesseln griff und es ausstieß.

„Ich werde schon allein fertig,“ sagte sie, ohne ihn anzusehen. „Er ließ sich dadurch nicht abschrecken, weiter zu arbeiten.“

„Was gibst du mir, wenn ich dir sage, wie der Prinz hieß?“ fragte sie nach einer Weile beiläufig. „Was geht mich dein Prinz an?“ meinte sie.

„Er schaffte meine Zeitlang schweigend weiter, bis er gleichmüthig bemerkte: „Die Forellen haben ihm geschmeckt.“

Jetzt warf sie ihm einen Seitenblick zu. „Wollte er sie foppen?“ Er machte sich mit dem Unkraut zu schaffen, als er nur deshalb herausgekommen sei. „Wie hat dem Prinzen denn die Burg gefallen?“ fragte sie jetzt ihrerseits mit erbeuchelter Ruhe.

„Ich weiß nicht, er hat sie ja gar nicht gesehen,“ sagte er, ohne sich in seiner Beschäftigung hören zu lassen. „Da ließ sie die Krautauswahl fallen und legte sich aufrecht hin.“

„Da ließ sie sich aufrecht hin.“ „Da ließ sie sich aufrecht hin.“ „Da ließ sie sich aufrecht hin.“

„Da ließ sie sich aufrecht hin.“ „Da ließ sie sich aufrecht hin.“ „Da ließ sie sich aufrecht hin.“

„Da ließ sie sich aufrecht hin.“ „Da ließ sie sich aufrecht hin.“ „Da ließ sie sich aufrecht hin.“

„Da ließ sie sich aufrecht hin.“ „Da ließ sie sich aufrecht hin.“ „Da ließ sie sich aufrecht hin.“

„Da ließ sie sich aufrecht hin.“ „Da ließ sie sich aufrecht hin.“ „Da ließ sie sich aufrecht hin.“

„Da ließ sie sich aufrecht hin.“ „Da ließ sie sich aufrecht hin.“ „Da ließ sie sich aufrecht hin.“

Fienchen ausgelassen. „Und nun komm, sei gut, ich bin dir auch gut.“ Als Franz nach einigen Stunden wieder den Burgweg hinabstieg zum Städtchen, dachte er, wie am Abend vorher: Eine furiose Nation, die Weiber!

Das Fischessen.

Dumoreste von Gottlieb Herrmann.

Vor einigen Jahrzehnten, als noch die gelbe Postkutsche von Bremen nach Osnabrück fuhr, erblickte einmal der Postillon den kleinen Bode aus in der Nähe des Summer Sees im Schauffegraden, der nur wenig Wasser enthielt, einen riesigen Hecht. Der alte Herr, dem bereits das Mosa auf dem Kopfe wuchs, hatte sich, wie leicht durch seine Raubgier getrieben, vom See in den Graben verirrt und konnte nun, da das Wasser gefallen war, und er ziemlich auf dem Trocknen lag, nicht rückwärts noch vorwärts. Der Postillon stieg ab und zog den „Schnot“ an's Land, wo dann ein paar Hiebe mit dem dicken Metallende der Peitsche seinem Räuberleben ein Ende machten. Es war ein gewaltiger Fisch, mindestens sieben bis acht Pfund schwer, und der Postillon, froh seines Fanges, waz ihn in den Rosten unter seinem Sitz und rechnete in Gedanken aus, wieviel Geld er wohl dafür bekommen würde.

Als er in Osnabrück im alten Posthause seine Pferde abschirte, sah er an der Strahenede den emeriten Pastor Lohmann stehen, der ein Original im vollsten Sinne des Wortes war. Der Postillon dachte, daß sein Fang dem alten Herrn vielleicht Spaß machen würde, und rief ihm deshalb zu: „Herr Pastor, wollen Sie mal einen riesigen Fisch sehen?“ Dabei hob er den Hecht aus dem Sigtasten. „Tausend noch einmal!“ rief der Pastor, „das ist ein kapitaler Keel; wo hast Du den gefangen?“

Der Postillon erzählte die näheren Umstände, worauf Lohmann dem Postillon den großen Fisch für einen Thaler abkaufte und dann froh den heimischen Penaten zustrebte, um seiner Schwester, die ihm die Wirthschaft führte, eine besondere Freude zu machen.

Unterwegs aber kamen ihm allerlei Bedenken. Was würde seine Schwester zu dem Hecht sagen? Vielleicht war ihr nicht einmal damit gebüht. Sie konnten doch nicht eine Woche lang jeden Tag Fisch essen! Und dann die kostspielige Zubereitung! Und es wurde dem braven Emeritus, je näher er seinem Hause kam, desto bänglicher zumuthe, und endlich beschloß er, vorher im Restaurant „Zum trummen Ellenbogen“ einzutreten, wo er bei seinen Stammgästen, von denen er gewiß schon einige traf, sich Rath holen konnte.

Als er an den Tisch in der bestimmten Halle trat, wurde er mit einem lauten Hallo empfangen, das natürlich seinem Fische galt. Keuchend legte Lohmann das gewaltige Thier auf den Tisch, das seine Freunde von allen Seiten betrachteten. Der alte Organist Ellerbock meinte lustig, der Pastor wolle wohl eine große Herrngesellschaft geben und habe dazu den großen Fisch gekauft. „Schade,“ sagte er leuzend, „daß wir nichts von dem Fisch ab bekommen; aber der ist nur für ganz seine Leute.“

„No,“ sagte ein zweiter, der Bäckermeister a. D. Halle, „ich beneide die Herren nicht, die den Fisch zu essen kriegen. Der hat sicher seine 60 bis 80 Jahre auf dem Rücken und wird wohl recht zäh sein.“

„Das ist ein Verbum,“ bemerkte der Cigarrenfabrikant Grewe: „die Hechte sind desto zarter, je älter sie sind. Dieser Hecht schmeckt sicher auf der Zunge, so weich ist sein Fleisch. Nun, ein guter Bissen ist's schon, und ein Mann kann sich zur Noth satt daran essen.“

„Dho, ein Mann?“ rief der Instrumentenmacher Roberts, „da haben ja wenigstens fünf harte Effer gegen daran.“

„Hün?“ erwiderte Grewe; „mein Arbeiter Maschmeyer ist den Fisch ganz allein, ohne dazwischen nur vom Tisch aufzufischen.“

„Mein unmöglich! Undentbar!“ hieß es von allen Seiten; aber Grewe erwiderte ruhig: „Meine Herren, was gilt die Wette? Ich zahle zwölf preussische Thaler an die Armentafel, wenn Maschmeyer den Hecht nicht vollständig verzehrt. Wer will dagegen halten?“

Sofort erklärten sich einige der Herren dazu bereit, und es wurde beschlossen, noch an demselben Abend die Wette im „Krummen Ellenbogen“ zum Austrage zu bringen.

Der alte Pastor sagte nichts zu der Abmachung seiner Freunde; als er aber sein Glas ausgetrunken hatte, nahm er den Fisch und rief: „Nun denn, meine Herren, viel Vergnügen heute Abend!“

„D halt!“ riefen die Stammgästen; „der Fisch bleibt hier!“ „Thut mir leid!“ erwiderte Lohmann; „der Fisch ist mein, und wenn Sie weiten wollen, so sehen Sie zu, wo Sie einen solchen Fisch her bekommen!“

„engellischkeit geben?“ „Nein!“ truerte Lohmann. „Wollen Sie den Fisch haben, so steht er Ihnen zur Verfügung, wenn Sie ihn mir bezahlen. Er ist unter Brüdern zwei Thaler werth.“

„So viel wollten die Herren zuerst nicht anwenden; schließlich bequamen sie sich dazu.“

Grewe trug den Hecht selbst in die Küche des „Krummen Ellenbogen“ und hatte dort mit der Köchin eine lange Unterredung. Es handelte sich nämlich um die wichtige Frage, wie der Hecht am besten herzurichten sei, damit Maschmeyer ihn auch bewältigen könne. Die Kochkünstlerin hielt es für das zweckmäßigste, den Fisch in verschiedenen Formen zuzubereiten, um ihn so mundgerechter zu machen. Einen Theil wollte sie als farce herstellen, einen anderen mit Parmesantaste und Zwiebeln, einen dritten Theil als Frisafsee. Grewe stimmte ihr bei und ging dann zu seinem Cigarrenfortiker Maschmeyer, der in Arbeiterreisen wegen seines guten Appetits bekannt und bei Gastwirthen gefürchtet war.

„Hört einmal, Maschmeyer,“ sagte Grewe zu dem schmähigen Mannchen, „sollet Ihr wohl einen acht-pfündigen Hecht auf einmal aufessen können? Wenn Ihr das meint, so kommt heute Abend gegen sieben Uhr nach dem „Krummen Ellenbogen“, und wenn Ihr von dem Fisch nur die Kräten übrig läßt, soll Ihr von mir noch einen Thaler extra haben.“

Maschmeyer schmunzelte. „Ja, Herr Grewe, das kann ich,“ sagte er zuversichtlich. „Verlaßt Euch auf mich!“

„Abgemacht!“ erwiderte Grewe, „und nu hört auf zu arbeiten und lauft eine Stunde draußen umher; das erhöht den Appetit.“

Zur festgelegten Zeit fanden sich die Stammgäste im „Krummen Ellenbogen“ ein, und Maschmeyer erschien als Gast in seinem Sonntagsstaat mit dem vergnügtesten Gesicht von der Welt. Eine Deputation achtete in der Küche darauf, daß wirklich der ganze Fisch verarbeitet und nichts davon leiseite geschafft werde. Maschmeyer erhielt ein Tischlein allein angewiesen, das sein Gebet war; eine Flasche Moselwein stand neben den Tellern. Als bald fand der erste Gang — Hecht mit Parmesantaste und Zwiebeln. So etwas herrliches hatte Maschmeyer noch nie gegessen! Im Umlenzen war die Schüssel leer. Behaglich lehnte sich Maschmeyer in seiner Sofaede zurück und schlürfte mit Wohlbehagen den guten Wein. Es war ein munniges Gefühl! Da brachte der Kellner den zweiten Gang — Hechtfrisafsee mit Kartoffelsalat, eine ganze Schüssel voll. Maschmeyers Augen leuchteten, und ohne Aufsehen begab er sich wieder an die Arbeit. Jetzt ging diese schnell konstant; aber nach und nach verlangte sich die Bewegung von Messer und Gabel. Maschmeyer fühlte bereits etwas mehr halbe Sättigung. Aber die Schüssel wurde doch wieder leer. Jetzt, so dachte Maschmeyer, mußte doch bald der Hecht kommen. Diese Vorgerichte, so schön sie waren, gehörten doch eigentlich nicht zu seinem Kontrakt. Mittlerweile erschien der Kellner zum dritten Male. Auf dem Tiselt prangte ein schön braunes Gericht von herrlichem Geruch; die Hechtfrisafsee. Unser Viesler hatte den Kellner fragen wollen, warum noch immer nicht der Hecht servirt wurde; aber angesichts dieses ledernen Gerichtes vergaß er die Frage und begab sich abermals an's Werk. Und er aß und aß, doch die letzten Bissen verbanden nur langsam. Maschmeyer mußte sich zu seinem Vexer eingeleben, aber er so ziemlich gefättigt war, daß er wollte es die Herren nicht merken lassen. Da trat sein Arbeitgeber, Herr Grewe, zu ihm, legte ihm einen Thaler auf den Tisch und sagte: „Maschmeyer, Ihr habt Eure Sache gut gemacht!“ Der lächelte etwas verlegen und sagte: „Ach ja, danke auch vielmals, Herr Grewe. Aber ich wollte doch man sagen — wenn jetzt der Hecht nicht bald kommt, wird mir's zu viel, dann kann ich's nicht mehr bewältigen!“

„Bürgermeister: „Wo willst Du denn oshin?“

„Polizeidiner: „Die zwei Lampe, die 'eh' eing'sperrt hab', molle'n 'n' Tardot spielen, un' da such' ich nach em dritte!“

„Seine Auffassung. Dame (melbet sich in einem seinen Heirathsvermittlungsbureau): „Ich möchte den Herrn Chef sprechen. Diener: Nehmen Sie bitte Platz im Wartefalon. Dame: Ach nein, ich möchte nicht gern warten, es muß schnell gehen, ich habe keine Zeit. Diener (seiner Herrn melbend): Eine Dame ist da, die ganz schnell vertrittath sein möchte!“

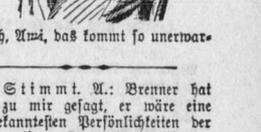


„Du, da war ich gestern bei einem Schriftsteller eingeladen — der hat ein so niedriges Zimmer, daß man nur Seesunge dort essen kann!“

„Er l ä r t. Sie wollen wirklich einmal werden? Sind Sie schon einmal irgendwo hinausgeworfen worden? — Im Gegenheil. — Wie so? — Ich war Hausnecht!“



„Stimm i. A.: Brenner hat heute zu mir gesagt, er wäre eine der bekanntesten Persönlichkeiten der Stadt. B.: Das glaube ich; es gibt auch nicht einen Menschen im ganzen Ort, der ihm drei Mart pumpten würde!“



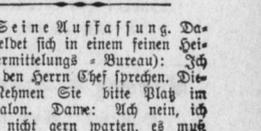
„Aus der guten alten Zeit.“



„Seine Auffassung. Dame (melbet sich in einem seinen Heirathsvermittlungsbureau): „Ich möchte den Herrn Chef sprechen. Diener: Nehmen Sie bitte Platz im Wartefalon. Dame: Ach nein, ich möchte nicht gern warten, es muß schnell gehen, ich habe keine Zeit. Diener (seiner Herrn melbend): Eine Dame ist da, die ganz schnell vertrittath sein möchte!“



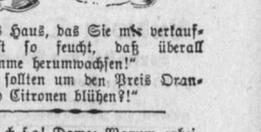
„Seine Auffassung. Dame (melbet sich in einem seinen Heirathsvermittlungsbureau): „Ich möchte den Herrn Chef sprechen. Diener: Nehmen Sie bitte Platz im Wartefalon. Dame: Ach nein, ich möchte nicht gern warten, es muß schnell gehen, ich habe keine Zeit. Diener (seiner Herrn melbend): Eine Dame ist da, die ganz schnell vertrittath sein möchte!“



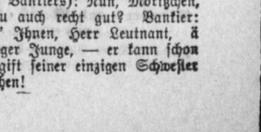
„Seine Auffassung. Dame (melbet sich in einem seinen Heirathsvermittlungsbureau): „Ich möchte den Herrn Chef sprechen. Diener: Nehmen Sie bitte Platz im Wartefalon. Dame: Ach nein, ich möchte nicht gern warten, es muß schnell gehen, ich habe keine Zeit. Diener (seiner Herrn melbend): Eine Dame ist da, die ganz schnell vertrittath sein möchte!“



„Seine Auffassung. Dame (melbet sich in einem seinen Heirathsvermittlungsbureau): „Ich möchte den Herrn Chef sprechen. Diener: Nehmen Sie bitte Platz im Wartefalon. Dame: Ach nein, ich möchte nicht gern warten, es muß schnell gehen, ich habe keine Zeit. Diener (seiner Herrn melbend): Eine Dame ist da, die ganz schnell vertrittath sein möchte!“



„Seine Auffassung. Dame (melbet sich in einem seinen Heirathsvermittlungsbureau): „Ich möchte den Herrn Chef sprechen. Diener: Nehmen Sie bitte Platz im Wartefalon. Dame: Ach nein, ich möchte nicht gern warten, es muß schnell gehen, ich habe keine Zeit. Diener (seiner Herrn melbend): Eine Dame ist da, die ganz schnell vertrittath sein möchte!“



„Seine Auffassung. Dame (melbet sich in einem seinen Heirathsvermittlungsbureau): „Ich möchte den Herrn Chef sprechen. Diener: Nehmen Sie bitte Platz im Wartefalon. Dame: Ach nein, ich möchte nicht gern warten, es muß schnell gehen, ich habe keine Zeit. Diener (seiner Herrn melbend): Eine Dame ist da, die ganz schnell vertrittath sein möchte!“